

Von der Einarmschule.

Von Privatdozent Dr. v. Kuyberg, Leiter der Einarmschule in Heidelberg. [Nachdruck gestattet.]

Der Gedanke, eine besondere Schule für Einarmige zu gründen, entstand in Oesterreich, in Wien, wo der Architekt Großknechtger bald nach Kriegsausbruch mit diesem Plane in die Öffentlichkeit trat und im Spätherbst 1914 seine Schule im Reserdepital Akademisches Gymnasium eröffnete. Da er selbst seit 30 Jahren nur noch den linken Arm besitzt, trotzdem seit Beendigung der Hochschulstudien seinem technischen Berufe ungehindert nachgeht, so wünschte er am besten zu beurteilen, was für Willenskraft und Ausdauer er selbst zu überwinden und gegen die Vorurteile der anderen anzukämpfen, und so ist in ihm der Gedanke gereift, seine Erfahrungen in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, indem er anderen Einarmigen zur Berufsmöglichkeit und Berufstüchtigkeit verhilft. Wer ihn im Kreise seiner Schüler gesehen hat, dem ist die Berechtigung, ja die Notwendigkeit einer Einarmschule nicht mehr zweifelhaft.

Es lag nahe, auch im Deutschen Reich eine solche Schule zu gründen. Jetzt hat sich dieser Gedanke in Heidelberg verwirklicht, wo im Vereinslazarett Leseher die Einarmigen gesammelt und schulmäßig ausgebildet werden. Die Schule entstand im Zusammenwirken von Stadtsarzt Prof. Dr. Wilmanns vom Sanitätsamt des 14. Armeekorps in Karlsruhe und mir. Schulische Einrichtungen werden an anderen Orten geplant. Die Einarmschule dient einem doppelten Zweck: In erster Linie soll sie dem Einarmigen behilflich sein, sich wieder in tägliches Leben zurück zu finden, in zweiter Linie soll sie es ihm ermöglichen, seinen bürgerlichen Beruf möglichst gut weiterzuführen. Wo daran nicht mehr zu denken ist, soll sie ihn mit Kenntnissen und Fähigkeiten ausstatten, die einen Berufswechsel vorbereiten.

Vor allem muß der Lebensmut, der Glaube an sich selbst geweckt, gefördert und gestärkt werden. Ein so schwerer Verlust, wie es namentlich der des rechten Armes ist, der treuen arbeitenden und verdienenden Hand, des besten Freundes, bringt begreiflicherweise vielfach eine außerordentliche Hemmung der Arbeitslust, ja eine Lähmung des guten Willens mit sich, so daß der Glaube an die eigene Arbeitsfähigkeit erheblich gemindert ist, die Zukunft nur grau in grau gemalt erscheint. Leider wird diese Lähmung oft noch gefördert durch eine gedankenlose Umgebung, die unheimlich weiße, durch weiches Licht und laute Klänge diesen ersten Kriegsschäden die gebührende Rücksicht entgegengebracht, wohl gar die Betroffenen getröstet und erleichtert zu haben. Und doch ist der Verlust einer Hand oder selbst eines Armes durchaus noch kein Grund, auch den Kopf zu verlieren. Auch die Fähigkeiten des Handwerkes hatten ihren Sitz nicht ausschließlich in der Hand, sondern im Gehirn. Im eigenen Interesse unserer ganzen Volkswirtschaft liegt es, das Kapital, das in der erworbenen Berufsbildung, in den Berufskennntnissen jedes Einzelnen steckt, nicht einfach nutzlos aufzugeben, wenn das bisherige Hauptwerkzeug, die Hand, verloren geht. Kann der Kopf seine Fähigkeiten nicht mehr durch die rechte Hand in Arbeit umsetzen, so muß er eben von nun an der linken seine Aufträge erteilen. Die linke Hand muß und kann dazu ausgebildet werden, die rechte zu vertreten und für beide zu arbeiten.

Überzeugende Beispiele dafür, daß Geduld, Ausdauer und fester Wille imstande sind, den einen Arm so auszubilden, daß der fehlende andere nicht mehr entbehrt wird, gibt es wohl in allen Berufen. Daß man sie nicht allgemein kennt, ist ein Beweis dafür, wie unauffällig solche Erscheinungen im Leben sind. Dem Soldaten am nächsten stehen die bekannten Beispiele des Ritters Götz von Berlichingen, des englischen Admirals Nelson und des französischen Generals Faw; der jegliche Weisheit wird diese heldenhafte Beispiele vermehren, las man doch bereits vor einiger Zeit von einem deutschen Adjutanten, der, obwohl jetzt einarmig, wieder seinem Dienst nachkommt. Das Wächlein des Grafen Jahn, das durch lebendige Sprache und überaus genaue Bilder so außerordentlich geeignet ist, Mut zu machen, hat ihn zum allbekanntesten brüderlichen Freund aller Einarmigen gemacht. Es gäbe noch viele andere zu erwähnen, aus allen Berufen und Ständen, Offiziere, Architekten, Rechtsanwältinnen, Eisenbahner, Kangleisbeamte, Kaufleute, Stenographen, Schlosser, Schreiner, Steinbrücker, Uhrmacher, Maurer, Schuhmacher, Schneider, Landwirte, Forstleute usw. Verschiedene anschauliche Bilder enthält die Aufklärungsschrift Diebstahl als „Kriegskruppenfürsorge“.

Jeder einzelne von den erwähnten Einarmigen hat sich selbst, durch eigene Kraft frei und unabhängig gemacht, manchmal in jahrelangem Ringen, nach mancherlei Hindernissen. Nun mehr

der Krieg die Zahl der Einarmigen beträchtlich, es stehen viele vor der Aufgabe, zur Einarmigkeit umzulernen. Wenn aber mehrere solcher Kameraden, die dasselbe zu überwinden haben, in einer Schule vereint sind, so gilt für sie nicht bloß das Sprichwort, daß geteiltes Leid halbes Leid ist, daß der Einzelne sein Unglück nicht mehr für das größte halten kann, wenn er andere das Gleiche tragen sieht, sondern, was mindestens ebenso wichtig ist, sie können in gemeinsamer Arbeit schneller vorwärts. Dazu kommt noch ein anderes, der einarmige Lehrer.

Sich selbst überlassen, wird mancher Einarmige wohl jahrelang brauchen, bis er sich in allen Vorkommnissen des täglichen Lebens selbst zu helfen weiß. Er wird auf die nötigen kleinsten Handgriffe und Vorteile je nach Bildung, Willenskraft, Erfindergabe früher oder später, oder auch gar nicht von selbst kommen. Wenn ihn aber von vornherein langjährige Erfahrung zur Seite steht, wenn jemand sein Lehrer und Ratgeber ist, der selbst alle diese Vorteile erprobt hat, dann wird ihm von Anfang an viel Mühe und Arbeit, manche Enttäuschung und Entmutigung erspart. Es ist gelungen, für die Einarmschule einen solchen erfahrenen Ratgeber zu gewinnen, der in der Schule wohnt und so in der Lage ist, auch außer der Unterrichtszeit die ganze Tätigkeit zu überwachen, nachzubessern, vorzumachen.

In der Einarmschule werden also die Schüler zur Selbstständigkeit in allen Handlungen des täglichen Lebens angehalten. Sie sollen lernen, ohne jede Hilfe sich anzuziehen, sich waschen, rasieren, essen usw. zu können. Ferner wird durch körperliche Übungen dafür gesorgt, daß sowohl der Stumpf sich kräftigt, als auch vor allem der gesunde Arm besondere Gewandtheit und Kraft erwirbt. Gelehrt und geübt wird Johann das Schön- und Schnellschreiben (mit der linken Hand), Rechtschreiben, Rechnen, Stenographie, Maschinenschreiben. Dazu kommt noch Buchführung, Zeichnen und andere kaufmännische und gewerbliche Fächer.

Daß die Erlernung der Kurzschrift als eine vortreffliche Schulung und Jucht zur sicheren genauen Vorträgsführung viel beiträgt, zur Lebung der Hand und auch nebenbei zur Verschönerung der gewöhnlichen Handschrift, weil das überhäufige Schreiben des Rechtschreibens entfällt, das ist ja offensichtlich. Nicht alle Einarmigen werden Stenographie lernen, die Teilnahme soll freiwillig sein (in unserer Schule etwa ein Drittel); einer schweren Zimmermannsarbeit wird nach jahrzehntelanger harter Arbeit niemand den hurrigen Sturz abwenden. Einarmigkeit aber an sich ist kein Hindernis für die Stenographie — ich hatte einen einarmigen Stenographielehrer —, ebensowenig ist es ausgeschlossen, mit einer künstlichen Hand ein flotter Jünger Gabelsbergers zu sein, wie ein mir kürzlich bekannt gewordener Fall dort.

Noch näher liegt dem Einarmigen die Maschinenschreibung. Die zahlreichen Taktchen fordern geradezu heraus, an ihnen zu tippen, auf ihnen die Finger spielen zu lassen. Auf Fingerfertigkeit, auf Gelenkigkeit jedes einzelnen Fingers kommt es aber jemand, der von nun an mit fünf Fingern auskommen muß, außerordentlich an. Die Gewandtheit des Maschinenschreibens kann auch auf der Schreibmaschine erreicht werden, und oft wird die letztere die nützlichere sein. Es ist begreiflich, daß die große Mehrzahl unserer Schüler sich für den Schreibmaschinenunterricht gemeldet hat. Die einstigen Maschinenschreiber und Geiger haben natürlich einen Vorsprung.

Die erprobte Opferbereitschaft eines Handelslehrers hat es möglich gemacht, in der Einarmschule selbst Buchhaltungsunterricht zu bieten. Eingehendere Ausbildung in kaufmännischen Fächern wird, wenn sie im Einzelfalle wünschenswert ist, zweckmäßig außerhalb stattfinden. Dafür haben wir die Zufuge der offenen Tür in der Handelsschule. Ebenso steht es mit den gewerblichen Fächern (Zeichnen, Rechnen, praktisches Arbeiten), für die ein dringendes Bedürfnis vorhanden ist. Da hat uns die Gewerbeschule mit warmem Herzen und offenen Armen aufgenommen. Gerade da ist die Hilfe besonders wertvoll, weil namentlich zur Ausübung gewerblicher Berufe beide Hände erforderlich zu sein scheinen. Daß sie es tatsächlich nicht sind, das zeigen die zahlreichen Beispiele einarmiger Handwerker, dazu helfen die kunstreichen Prothesen, die künstlichen Arbeitshände. Und wer wirklich den erlernten und ausgeübten Beruf nicht mehr mit der Hand fortführen kann, kann ihn vielleicht leitend mit Kopfarbeit fortsetzen, wenn er noch Gelegenheit hat, sich etwas weiter auszubilden. Es wird auf solche Weise in vielen Fällen eine Hebung innerhalb des Berufes möglich sein.

Wenig befähigte ungelernete Arbeiter wird man bald an einen leichten Posten stellen können, während es sich lohnt, an den Begabten und Vernünftigen zur Hebung in seinem Berufe oder zum Umlernen einen Schulbesuch von längerer Dauer anzubieten. Vielfach wird der Wiedereintritt in den Beruf eingeleitet werden durch praktische Arbeit bei einem Meister oder auf dem Lande, mitunter wird es sich als zweckmäßig erweisen, zur Lebung der

lebendigen und der Kunsthand eine Uebungswerkstätte zu besuchen. Jedenfalls wird als Verzicht festzuhalten sein, daß die Kriegsverletzten nicht wieder sich selbst überlassen sein dürfen, wo sie den Mut verlieren und in unpassende Stellungen gedrängt werden könnten, sondern, daß ihnen möglichst bei Austritt aus der Schule eine feste Arbeitsstelle und Brotverdienst neben ihrer Rente, die darum nicht geschmälert wird, offen steht. Die Stelle wird ihnen von der Schule besorgt oder vom Ausschuss für Erwerbsfürsorge, zu dem die Schule enge Beziehungen hat und dessen Erfahrungen und Beziehungen unseren Schülern zugute kommen.

Es wäre ein großer Vorteil, wenn sich die Einarmschule zu einer Versuchsstelle von Gegenständen für Einarmige und zu einer Sammelleihe und Austauschstelle für Erfahrungen Einarmiger ausbilden ließe. Ich möchte jedermann, der da in irgend einer Weise nützlichen Rat zu geben weiß, herzlich auffordern, uns Mitteilung zu machen. Dies kann nun so geschehen, daß ein Geschäft einen Gebrauchsgegenstand, Messer, Werkzeug aller Art, Bekleidungsstücke usw. vorreibt, der für unsere Zwecke bestimmt und geeignet ist, und uns davon verständigt und Gelegenheit zur Probe gibt — (z. B. welche Fabrik hat bereits Infschreiber —); noch wertvoller wird es sein, wenn Einarmige der verschiedensten Berufe uns bekannt machen, in welcher Weise sie sich in der Ausübung ihres Berufes behelfen. Von besonderer Wichtigkeit wären da Kostsätze des arbeitenden Standes, vor allem einarmiger Handwerker, die hiermit gebeten sind, nicht nur über ihre besonderen Werkzeuge, sondern auch über die Einrichtungen ihrer künstlichen Hand Mitteilung zu machen. Ja schon die Nachricht, daß jemand einen bestimmten Beruf tatsächlich einhändig ausübt, kann für einzelne Kameraden von Wert sein. Bei der Ermittlung könnten sich die Verdächtigten verbündlich machen. Die Schule ist gern bereit, auch ihrerseits Anfragen Einarmiger zu beantworten. Es wird z. B. manchem Infschreiber von Nutzen sein, zu erfahren, welche Fäden sich besonders für Infschreiber eignen. Daß die Schule um so mehr Aufkünfte geben kann, je mehr sie ein Sammelpfad wird, ist offensichtlich. Schon jetzt haben wir wertvolle Hinweise dieser Art bekommen. Diese Kriegshilfe der Einarmigen, zu der, wie ich eben erwähnte, in Ungarn und Oesterreich Graf Nish mit sehr großem Erfolge aufgerufen hat, wäre auch für spätere Zeiten von dauerndem Segen.

Und nun eine Bitte an das Publikum. Es möge sich von den Einarmigen wie von allen anderen Kriegsverletzten recht eindringlich sagen lassen: Wir stellen uns nicht zur Schau, drum wollen wir nicht begafft werden. Wir jammern nicht, drum wollen wir nicht bemitleidet werden. Wir betteln nicht, drum wollen wir keine Almojen.

Aus den Berliner Kunstsalons.

Einen Augenblick jögert man, ob es sich wohl lohnt, auch in diesen Zeiten von den Ereignissen in den Kunstsalons zu berichten. Es ist dort nichts Neues zu sehen, nichts Ungewöhnliches dem Sinne, wie jetzt täglich hundertfach Neues und Ungeübtes über uns kommt. Die Kunst schreitet langsamer als das Leben. Wenn dieser Krieg überhaupt das künstlerische Geschehen irgendwie beeinflussen wird, so kann das sich erst offenbaren, nachdem die rauhe Wirklichkeit längst zur Ruhe gekommen ist. Die Kunst braucht Abhand. Darum darf es uns nicht verdrücken, in den Ausstellungen immer noch denselben uns gewohnten Malern zu begegnen. Wie wäre es auch möglich, daß über Nacht neue Persönlichkeiten reifen. Die, die vielleicht einmal die künstlerische Ernte dieser Blutzahre in die Unsterblichkeit der Form zwingen werden, können heute bestenfalls herauswachsende sein. So freuen wir uns also, die Zukunft erhoffend und fürchtend, uns längst Vertrauten zu begegnen.

Bei Schulte (Unter den Linden 75) gibt es eine Erinnerungsausstellung für den verstorbenen Otto D. Haber du Haur. Es ist darum besonders zeitgemäß, weil sie kriegerische Bilder, Reiter- und Kampfgenie zeigt. Dieser Haber du Haur ist im Jahre 1829 in der Nähe von Stuttgart geboren. Er starb 1901 zu München. Er hat bei Bilott studiert, empfing aber seinen entscheidenden Einfluss von Delacroix, dem revolutionären und leidenschaftlichen der französischen Maler. Es ist sehr interessant zu sehen, wie das blutige Temperament und die geistigste Verwirrung des Franzosen sich bei dem Deutschen in eine phantastische Romantik verwandelt hat. Delacroix war ohne Zweifel ein wesentlich härterer Maler als Haber du Haur; dieser ist mehr poet gewesen. Dröhnt durch die Bilder des Delacroix das Kantacenispaß der Oper, so weht in den zärtlich gegliederten Tafeln Habers das Lied wie ein Erinnerungs an irgendwelche Zaubermärchen. Die Bilder des Deutschen sind dünner, vielleicht auch herrlicher, zogbarer, und gewiss weniger ureigentlich als die des großen Franzosen. Aber sie kommen uns näher und wirken auf uns inniger als die Braufreden

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Um ihn war es hebrig, elend und unheimlich — ein Graben — etwas mit Schlamm. Er lag auf dem Rücken, wurde festgehalten von diesem hebrigen Stoff und knirschte in schmerzlicher Ohnmacht mit den Zähnen. Aber in weiter Ferne entzündete sich ein Licht und wanderte, wie Sonne über gelbe Stoppeln hin. Das war das Leben, golden und sonnenbeleuchtet fuhr es über die weiten Acker wie ein hochbeladener Erntewagen, es schwankte und bog sich unter seinem Ueberfluß und ließ ihn an allen Wegen und Gräben entlang zu Boden riefeln, es schleifte die goldnen Aehren unter die breiten Räder, rührte sie tief in den Schmutz und zermalmete sie. In der Brust verspürte Karl einen üppigen Freudentel. Er rechte die Hände empor, um eine einzige goldene Garbe zu sich ins Elend hinabzunehmen. Aber die Fuhre schwankte vorbei, und nicht weit davon sah er die Garbe hinunterfallen und im Schmutz überfahren werden. Da begann er bitterlich über diese grenzenlose Willkür zu weinen — —

Sein eigenes Schluchzen weckte ihn, und er entdeckte, daß er große Tränen auf den Wangen hatte. Er wünschte sie nicht fort, sondern verhielt sich ganz still; dieser Zustand nach dem Weinen tat so eigentümlich wohl; er fühlte sich so erleichtert, so frei von allem Kummer und aller Schwere, als hätte sein Elend nur von einer Spannung in den Tränenröhren hergerührt.

Aber plötzlich durchdrachte ein Stoß sein Herz, und er lauschte geblannt; er hatte eine Männerstimme unten gehört. War es wieder Tage, — ohne herauszukommen und nach ihm zu sehn? Freilich war er in der letzten Zeit abstoßend gegen den Freund gewesen; aber man rächte sich doch nicht an einem, der krank war und vielleicht auf dem Sterbebette lag. Und wenn Tage sich nichts mehr aus ihm machte, warum kam er dann andauernd ins Haus?

Karls Gemüt wurde finsterner und finsterner, während er lauschte, den Kopf über den Betttrand gebeugt; aber er konnte die Stimme nicht erkennen. Jetzt gingen die da unten über den Korridor, und es kamen mehrere die Treppe herauf; Dortea Hansen sprach über seinen Zustand. Die Stimme antwortete, und vor seinem Bewußtsein flatterte es im Nu wie der Schlag großer weißer Flügel; all das Traute in seinem Leben überslutete ihn mit weicher Woge, die ein Gesicht, ernst,

ruhig-bekümmert, in den Armen trug. „Water!“ rief er und richtete sich auf.

Seine Wirtin legte ihn hastig und entschieden nieder und deckte ihn zu, dann zog sie sich leise scheltend zurück.

„Es geht Dir wohl ernstlich schlecht, mein Freund?“ sagte der Vater und betrachtete ihn aufmerksam. „Uebrigens finde ich nicht, daß Du besonders abgenommen hast.“

„Nein, den Vorzug hat ein Schwächling nun mal.“ erwiderte Karl aufgeräumt. „Aber was willst Du hier?“

„Ja, sieh, das läßt sich gar nicht so einfach erklären. Aber nun hob ich das Geschäft ja abgegeben und treibe mich ohne Tätigkeit herum, und da hab ich Lust gekriegt, mich ein wenig in der Welt umzuschauen und meinen Sprößling anzufuchen.“

„Sag mal, waren unten in der Stube noch andere Männer außer Dir, Water?“

„Nein, warum?“

„O, ich fragte nur so. Ich dachte bloß, ich hätte die Stimme des Doktors gehört.“

„Nein, dagegen war ein allerliebster junges Mädchen da. Das ist wohl die, von der Du geschrieben hast?“ Er blickte den Sohn forschend an.

Karl nickte.

Die Mutter berührte sie mit keinem Wort. Es war wie ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen ihnen, daß sie aus dem Dalein der beiden getilgt sein sollte.

„Willst Du nun den Rest Deines Lebens auf dem Alten teil verbringen?“ fragte Karl.

„Du findest vielleicht, daß das nicht genug Beschäftigung ist?“

„Ja, auf die Dauer dürfte es leicht langweilig werden.“

„Ich hab auch schon mal daran gedacht, eine Kinderbewahranstalt zu errichten“, rief der Vater lachend.

„Das oder was anderes“, sagte Karl, ohne sich beirren zu lassen. „Man muß irgendetwas tun — um seiner selbst willen; wenn man nicht zerbrochen ist.“

„Ich habe auch große Pläne, ich will hinaus und die Welt kennen lernen. Namentlich habe ich Mut zu einer Fahrt nach Amerika, — um einmal Menschen arbeiten zu sehen! Aber nicht bevor Du gesund bist und mitkommen kannst.“

„Wenn dann nur etwas draus wird.“

„Sicherlich! Du mußt ja bald abgehärtet sein von all den Krankheiten, — dann verleben wir den Winter in Kalifornien; da soll es ganz großartig sein, ein wunderbares Klima und noch schöner als im Süden. Und schöne Frauen.“

„Daß Du davon nicht genug gekriegt?“ fragte Karl lächelnd.

„Genug gekriegt — Du vielleicht? Na fange ja erst an.“ Einen Augenblick schaute er erst vor sich hin und begann dann, von den Schwierigkeiten zu erzählen, die es ihn gekostet hatte, das Geschäft ordentlich zu verkaufen.

Karl lag mit geschlossenen Augen da und hielt seine Hand. Er antwortete nicht, hörte auch nicht auf die Worte, sondern lauschte bloß der Stimme, die weiter brummte, so bekannt, so beruhigend — und sich mehr und mehr entfernte, bis das seine Gejunm eines Insekts daraus wurde.

Lange sah der alte Vandaer da und betrachtete seinen schlafenden Sohn. Endlich erhob er sich, machte vorsichtig seine Hand frei und schlich hinaus.

„Sie haben noch ein Zimmer, kann ich das bekommen?“ fragte er Dortea Hansen, als er hinunterkam.

„Mit dem größten Vergnügen.“

„Aber Sie müssen sich darauf gefast machen, daß Sie mich fürs erste nicht wieder loswerden. Ich bleibe hier, bis die Dinge eine andere Wendung genommen haben, entweder so oder so.“

„Ja, und ich danke Gott, daß Sie gekommen sind! Er kann fast auch meinen Anblick nicht ertragen, und alle andern jagt er sofort hinaus. Was ist das für ein Jammer, krank zu sein. Unseren, der seine Gesundheit hat, begreift es gar nicht, sondern hält es für Unvernunft. Das Wasser kommt mir sonst nicht so leicht in die Augen, aber ich habe oft darüber geweint, wie er zu leiden hatte; es war, als müßte er sterben, könnte aber nicht, als vermöchte sich die Seele nicht vom Körper loszureißen. Es war für mich recht böse, das mitanzusehen und gar nichts tun zu können, wo ich ihn wie einen Sohn lieb gehabt habe. Manchmal fuhr er auf und drohte, und wenn es am schlimmsten um ihn stand, knirschte er mit den Zähnen; dann durfte überhaupt keiner bei ihm im Zimmer sein, obwohl er im nächsten Augenblick sterben konnte.“ Die kräftige Frau weinte. „Doch jetzt sind Sie ja hier und können ihn zur Vernunft bringen.“

„Aber diesen Eindruck habe ich nicht von ihm bekommen.“

„Nein, denn in den letzten Tagen hat er sich gewissermaßen zusammengenommen. Aber so war er früher auch schon, und es ist doch wieder gekommen — bloß viel ärger.“

„Es wird jetzt gewiß besser mit ihm werden, glauben Sie nicht?“ fragte der alte Vandaer eindringlich.

„Ich würde dem lieben Gott auf den Knien dafür danken. Aber wenn es nicht sein soll, dann wünschte ich ihm baldige Erlösung; es ist nicht auszu denken, daß ein Mensch so viel

Gewalttaten des romanischen Klassikers, der (gleich der Phalang seiner Nachfolger Courbet und Drouot) eine vollere Synthese aus Gotik und Renaissance, aus dramatischem Drang und geklärtem Formwillen, genannt werden kann. Die Bilder des Feder du Fau sind weniger heldenhaft als bürgerlich. Es ist in ihnen eine balladenhafte Stimmung; Umland und Bürger, des Sängers Fluch und Leonore. Man sieht Napoleon vor einem Haufen von roten Husaren; das Rot trommelt in den Lüften. Ein andermal führen schwarze Kürassiere über zerhellte Erde; man sieht das Stampfen der gepanzerten Roffe, man hört das kalte Klirren von Panzern und Waffen. Dann wieder steigen die Pferde des Emir wie schwarze Flammen; die Schabraden glühen in Purpur und Gold. Dieser Schlachtenmaler zeigt uns, daß auch das Malen von Reitern Kunst sein kann, nicht langweilige Regimentsaufstellungen, sondern Gestaltung von rhythmisch erlebtem Leben. Die Schlachtenmaler, die uns nicht vorenthalten bleiben werden, hätten Ursache, von ihm zu lernen.

Bei Paul Cassirer hängt eine Kollektion von Ulrich Hübners. Diese Landschaften sind nicht gerade aufregend; aber sie wahren ein anständiges Niveau. Sie sind sogar von einer überraschenden Sinnlichkeit; sie zeigen Erde erdig und Wasser feucht und fließend. Ein erfahrener Techniker weiß mit allem fertig zu werden. Er malt die Habel bei Glienide, melandolisch und ganz in die schwarze Einsamkeit der Mark eingetaucht; er malt das dekorative Abenteuer eines Wäldenbrandes, zwar nicht so gut wie Plenzel oder van Gogh ähnliche Farbengegenstände bewältigen, aber immerhin lebendig. Er malt am liebsten den behaglich schaukelnden Hafen von Trabemünde oder die behäbigen Schiffe von Lübeck. Etwas holländisch und mit sehr viel französischer Technik.

In dem Saal, an dessen Wänden diese Hübners hängen, stehen außerdem Holzplastiken von Ernst Barlach. Sie zeigen, soweit wir sie noch nicht kannten, daß dieser dem Holzwerkzeug verwandte Mensch der großen Absicht, die ihn treibt, der Besinnung der geheimen Naturkräfte mit der Sehnsucht der sozial Verlassenen, immer näher kommt. Es ist faszinierend, wie Barlach in dem Stöhnen der Baumzungen und in dem Schreien der vom Wind gebeugten Stämme das Schreien der Kreatur, den Stummer der Heimatlosen und die Ohnmacht der Verlassenen erlebt. Ganz bumm sind die Leute, die gegen Barlach den Vorwurf des Stillstandes erheben; als ob es notwendig sei, daß ein Künstler dem Publikum (und dem Kritiker) dauernd neuen Gesprächsstoff zu geben habe. Gerade umgekehrt: der Künstler, der den Betrachtenden schmeicheln will, ist der größere. Vor den ganz einsamen Holzstücken Barlachs, vor diesen dumpfen Gestalten, die sich, wie im halben Schlaf, aus der Mythischen toten Seins, zum Leben des Lebens lösen, wird man still. Das aber bedeutet, daß die Kunst Gewalt über uns bekommt.
R. W.

Praktische Kochrezepte.

Gebratener Sellerie.

Eine Sellerierolle wird sauber gewaschen und gebürstet. Dann gibt man sie in kochendes gesalzenes Wasser und läßt sie gar, aber nicht zu weich kochen. Der Sellerie wird in fingerdicke Scheiben geschnitten, wenig gesalzen, in einen dicken Mehlbrei getaucht, dann in geriebener Semmel gewälzt und in Rahm zu schöner Farbe gebraten. Schmeckt vorzüglich mit Bratkartoffeln.

Sauerkoohl mit Graupen (für 6 Personen).

2 Pfund Sauerkoohl, 8 gehäufte Löffel voll grobe Graupen, 3 Löffel Zucker, nach Belieben 3 Kefel.
Der Sauerkoohl darf nicht gewaschen werden, damit ihm der wertvolle Milchsäure- und Nährsalzgehalt nicht entzogen wird. Die Graupen hat man 12 Stunden vorher eingeweicht. Sie werden mit dem Koohl zusammen zum Feuer gebracht. Man läßt so viel Wasser hinzu, daß das Gemüße knapp bedeckt ist. Zucker und Kefel, die durch eingeweichte Ringelblumen ersetzt werden können, nach Belieben auch fortbleiben dürfen, werden gleich mit hineingegeben. Nun läßt man alles unter gelegentlichem Rühren auf schwachem Feuer gar dampfen oder man kocht das Gemüße in der Kochflüße, im Kochbeutel oder in einer dicken Papierhülle fertig. In der Zusammensetzung mit Graupen schmeckt und bekommt Sauerkoohl sehr gut.

Sauerkrautsüden.

Ein sehr empfehlenswertes Festgericht! Kalte, gekochte und geriebene Kartoffeln oder übrig gebliebener Kartoffelbrei vermischt man zu ungefähr gleichen Teilen mit fertig gekochtem Sauerkraut, einer in Butter gelb gedämpften Zwiebel und etwas Kümmel. Eine Form, Pannone oder Schüssel, die Backtiege verträgt, streicht man mit Fett aus, füllt die Masse hinein und läßt sie im heißen Ofen 1/2 bis 3/4 Stunden lang. Der Sauerkrautsüden kann auch in einer gefetteten Pfanne auf der Herdplatte gebacken werden, muß dann aber vorsichtig einmal gewendet werden.

Erdbeeren.

Erdbeeren, auch Erdbeeren oder Topinambus genannt, sind die kartoffelähnlichen Knollen einer Sonnenrosenart. Das Pfund ist für 20 Pf. käuflich. Sie geben ein gutes Gemüße. Die sauber gedurchgemachten muß. Er kocht selber, er erleide den Tod jeden Tag.
28.

Es war Sonntagmorgen, am letzten Tage im Februar. Der Abstinenzlerwirt Sörensen kam aus dem Dafenhotel, gerade als die Glocken begannen, die Leute zur Kirche zu laden; er war im Hotel gewesen, um nach dem erprobten Freunde seiner Jugend, dem alten Funk, zu sehen. Geteilte Ansichten und mehr noch die höchstverschiedene Lebensstellung der beiden Männer hatten viele Jahre lang bewirkt, daß sie einander auswichen; doch nun lag Funk an Lungentzündung zu Bett und hatte wahrlich nicht mehr lange zu leben, und Sörensen, der im stillen Funk als einem mit Unrecht vom Glücke begünstigten betrachtete, hatte sich über seinen eigenen kleinen Groll und die Rücksicht auf seine Stellung hinweggesetzt, um ein letztes Mal mit dem alten Kumpan zusammen zu sein. Nur war er so vorsichtig gewesen, nicht durch den Haupteingang des Hotels zu gehen, sondern den Weg hinten durch die Küche zu benutzen.

Mit gemischten Gefühlen hatte er da den unverbesslichen Alten auf dem Sterbebett liegen sehen, umgeben von Flaschen, von denen keine einzige etwas mit der Apotheke zu tun hatte. Aber man mußte doch sagen, daß seine Tochter und sein Schwiegerjohn ihn keine Not leiden ließen. Und dann hörte man ihn über die Erkältung fluchen, die schuld an dem Ganzen war und sich leicht hätte vermeiden lassen, wenn er nicht so leichtsinnig gewesen wäre, sich zwei Tage hintereinander den fremden Getränken anzuvertrauen, ohne das Gegengewicht, das der Schnaps war. Fatalerweise war der Besuch auch in ein Auffrischen der Selbentaten aller Zeiten ausgefallen, aber man konnte sich doch nicht daran machen, mit einem Sterbenden ins Gericht zu gehen!

Doch weniger alles dies machte Sörensen mürrisch, als er das Hotel, gleichfalls hinten herum, verließ und an den Hofen schlenderte. Aber der Alte war wütlich, beinahe verlegend gewesen, und das tat um so mehr weh, da Sörensen im stillen zugeben mußte, daß der Alkohol in allen Teilen den Abstinenzgetränken weit überlegen war. Als kluger General hatte er auch diesen Punkt sofort aufgegeben und die dreißigtausend Netto ins Feld geführt, aber da klarte ihn der alte Funk mit triumphierendem Grinsen über seine wirkliche Stellung in dem Hotel auf und gab einige Zahlen zum besten, die äußerst ernüchternd wirkten.
(Fortf. folgt.)

woischenen und gebürsteten Erdbeeren kommen in kochendes, gesalzenes Wasser und müssen einige Minuten darin kocheln, bis die Schale sich abziehen läßt, nicht länger; sonst verbärtet sich die Schale, während das Innere der Knolle zerfällt. Aus hellem Schwitzmehl, Wasser und Milch stellt man eine Sauce her, in der die in Scheiben geschnittenen Erdbeeren gar kochen müssen. Man würzt mit Salz, Muskatnuz und einigen Tropfen Zitronensaft.

Ruheunter mit Meerrettichsauce.

Ruheunter wird in Wasser mit Salz, Wurzelwerk und Gewürz weichgekocht. Es muß sehr lange kochen, mindestens fünf bis sechs Stunden. Dann schneidet man es in Scheiben und rüchert es mit einer Meerrettichsauce an. Dieses Schwitzmehl wird mit etwas Brühe vom Ruheunter vermischt, nach Belieben eine halbe Tasse Milch hinzugefügt und dann zum Schluß der geriebene Meerrettich hinzugegeben, mit dem vermischte die Sauce aber nicht mehr kochen darf. Wer es liebt, kann die Meerrettichsauce auch süßlicher abköchen, muß dann aber den Milchzucker fortlassen. Die übrige Brühe vom Ruheunter wird zu Graupen- oder Kartoffelsuppen verwendet.

Drangefschworte Koblrüben (für vier Personen).

1 Koblrübe (4 Pfund), 1 Pfund Schweinebauch, 2 bis 3 Eßlöffel Fett, 1 1/2 bis 2 Eßlöffel Mehl, 2 Eßlöffel Zucker, 1/4 Liter Wasser, Salz, Majoran, Pfeffer oder Paprika, Muskatblüte.
Der Schweinebauch wird in dem gesalzenen Wasser gargekocht. Den Zucker bräunt man in dem Fett, läßt die in längliche Streifen geschnittenen Koblrüben hinzu, die nur gewaschen, nicht aber gewässert oder abgewelkt sein dürfen. Man läßt die Koblrübenstücke eine Weile dünsten, streut das Mehl darüber, rührt es gut durch, füllt die auf etwa 3/4 Liter eingedampfte Brühe vom Schweinebauch darüber, kocht alles glatt und würzt mit Salz, reichlich Majoran, wenig Pfeffer oder Paprika, Muskatblüte und läßt das Gericht langsam gar köchen, wobei man es vor dem Anbrennen bewahren muß. Besser ist es, man läßt die Koblrüben nach 15 Minuten langsamem Vorkochen in zwei Stunden in der Kochflüße gar werden. Einige Tropfen Ragoutwürze beim Anrichten untergerührt verfeinert das Gericht. In Salzwasser gekochte gehäufte Kartoffeln werden nebenher gereicht oder unter das Gemüße gemischt. Dies ist die wohlbedenklende Verlethung für die oft falsch behandelten und dann mißgachten Koblrüben.
M. K.

Schühengrabenkrieg vor 100 Jahren.

Der Stellungskrieg, wie er sich heute auf den Schlachtfeldern von Frankreich entwickelt hat, ist gewiß eine einzigartige Erscheinung der Kriegsgeschichte; doch führen immerhin Fäden der Entwicklung von der Vergangenheit in die Gegenwart. Auf eine besonders interessante Episode der napoleonischen Kriege, in denen bereits der Schühengrabenkrieg in großem Maßstabe durchgeführt wurde, weist G. Lenotre im „Tempo“ hin. Es handelt sich um die besetzte Stellung, die Wellington bei Torres-Verdras in Portugal einnahm, um den Vormarsch der französischen Truppen gegen Oriban zu verhindern. Die Gräben und Verschanzungen, die der englische Feldherr damals von 25 000 Arbeitern während eines Monats aufzuführen ließ, erinnern durchaus an die heutigen Feldbefestigungen; sie bestanden aus einer vorderen und einer hinteren Linie, von denen die erste 48 Kilometer lang war und sich mit einer Seite an den Tajo-Fluß anlegte. Die zweite kleinere sollte als Stützpunkt für die eventuell zurückgeworfenen Truppen dienen. Die Gräben, die 5 Meter breit waren, hatten eine Umwallung von 3 Meter Tiefe, besaßen geräumige Höhlen und Unterhöhlen, in denen die Soldaten wohnen konnten, und waren durch Laufgräben miteinander verbunden. Aus den Erinnerungen Messinas, der die französische Armee befehligte, ist zu ersehen, wie ungeeignet und unerträglich den Kriegern Napoleons diese Art von Stellungslagerung war. Vergebens versuchte man, den Feind aus seinen Höhlen herauszuladen; Wellington blieb innerhalb seiner Befestigungen. Die französischen Garden schimpften zwar furchtbar über die „Feigheit der Engländer, die sich in Kaufhöhlen vertriehen“, aber sie konnten nichts gegen sie erreichen und weigerten sich, zu dem gleichen Mittel zu greifen. Die Leute, die zum Ausheben von Schühengräben kommandiert wurden, taten ihre Arbeit unwillig und ungenügend; selbst die Offiziere weigerten sich, gegen die Erregung des Schlachtfeldes die ermüdete Ruhe des Lebens voll Entbehrungen einzutauschen.“ So blieb Massena nichts anderes übrig, als den Rückzug zu befehlen, und der Schühengraben hatte damit einen ersten Sieg auf offenem Felde in der Kriegsgeschichte errungen.

Von den Mühen und Qualen des Lebens in den Schühengräben erzählt auch eine soeben erschienene französische Veröffentlichung, die die Briefe eines jungen Leutnants aus der Belagerung von Sebastopol enthält. Anschaulich schildert Paul Godoy, ein 19-jähriger Leutnant, der in den Schühengräben vor Sebastopol 1855 durch eine Granate getötet wurde, in diesen Briefen an seine Familie von der entnervenden und niederdrückenden Einwirkung dieser Kriegsführung auf den französischen Soldaten. „Der Kampf unter freiem Himmel, in voller Sonne“, schreibt er, „scheint nur ein Kinderpiel im Vergleich zu dieser Arbeit in den Eingeweiden der Erde, die uns zu Maulwürfen erniedrigt, und zu den Gefahren, die sie begleiten.“ Zwei Tage und eine Nacht muß man sich „begraben“, d. h. in den Gräben aushalten, bis die Soldaten auf einige Zeit abgelöst werden. Der junge Offizier empfindet dieses Liegen und Wühlen in der Erde als seiner unwürdig und schreibt z. B.: „Jetzt tun wir gar nichts; wir liegen im Graben und werden dabei dezimiert. In einem einzigen Monat sind 700 Mann unseres Regiments getötet und verwundet oder von den Anstrengungen krank geworden. Ein schönes Regiment, wie das unsrige, muß auf eine so dumme Weise zugrunde gehen. Wahrscheinlich, ein schönes Schicksal, in einem Graben getötet zu werden!“

Kleines Feuilletton.

Die schweizerdeutsche Soldatensprache.

Ueber dieses Thema plaudert recht unterhaltend ein Mitarbeiter der „Basler Nachrichten“. Zuerst einiges über die militärischen Grade. Der Gefreite erhielt 1912 (seit damals erst gibt es im schweizerischen Heer Gefreite) den Namen „Schmalpuzporporal“, weil seine Gradabzeichen nur halb so breit sind wie die des Korporals. Gelegenlich wird der Gefreite auch „Vorarbeiter“ genannt. „Korps“ für Korporal ist rotweisch; die ältere Form ist Corpus. Der Feldweibel heißt „Feldweg“, sein viel gelagter Stellvertreter, mit billiger Silbentumstellung, „Stellweibelstvertreter“, auch „Stellweibelstvertreter“. Die Sanitätsmannschaften sind für den schweizerischen Soldaten „Krankenmörder“. Neu ist die Bezeichnung „Oberländer“ für Oberleutnant, während „Vesag“ für Leutnant alt und weitverbreitet ist. Der Hauptmann wird in Erinnerung an früheres Indianerspiel „Hauptling“ genannt; er heißt aber auch „der Alt“. Der Major kommt mit dem etwas matten Wortwort „Rajer“ davon. Der Feldprediger trägt den rotweischen, eigentlich jüdisch-deutschen Namen „Galasch“, von hebräisch galach, gelehrt, womit also zunächst die konvertierten katholischen Geistlichen, dann die christlichen Geistlichen überhaupt gemeint waren.

Natürlich haben auch die Waffen ihre besondere Bezeichnung erhalten. Ganz neu ist die Bezeichnung „Weischleudere“ für das Gewehr. „Böhnen“ für Kugeln („blaue Böhnen“) gilt als der Gauerische Ausdruck. Trächtig ist der Ausdruck „Sardinenbüche“ für den Lader mit scharfen Patronen. Das Bajonett, auch das Seitengewehr, heißt — wie auch in Deutschland — „Sped“, oder „Kadmesser“. Der Tornister wird im ganzen deutschen Sprachgebiet „Mf“ genannt. Die Quartiermache ist der „Bollis“ (von Polkemühe). „Bienen“ (gauerischsprachlich: Bänse) oder „Tiertl“ sollen unter dem „Bollis“ nicht haften. Für die Schuhe hat man den schon im 17. Jahrhundert vorkommenden Ausdruck „Tritling“, auch „Tritt“, zur Verfügung. In den

„Tritlingen“ wird über Berg und Tal „getipelt“ und „gehampelt“ (Gampelmann). Nicht man durch ein „Kaff“ (Dort; rotweisch vom hebräischen Wort „kafar“), so stehen die „Kuchez“ und die „Sachen“ (Bauern) gaffend vor den Toren. Beide Wörter sind schon im Althochdeutschen belegt: „Kuch“ bedeutet ursprünglich Krähe, im übertragenen Sinn geiziger Bauer; „Sach“ kommt vor in der Bedeutung „Bürche, läppischer, grober Mensch“. Bei Befehlsübungen sind die „Schiden (für Schützen) am Waldrande“ ein beständiges Ziel. Am reichsten an rotweischen Wörtern ist das Gebiet des Stens und Tringens. Hungern heißt „Kohl-dampf schleben“. „Bibus“ (das Essen) ist wohl das durch Studenten in die Gauerische Sprache eingeführte pseudolateinische Hauptwort zum Zeitwort „viden“. Für „trinken“ wird gern das alte Kundenwort „Schmoren“ gebraucht. Die gewöhnlichen Speisen des Soldaten sind „Schnalle, Spah und Hanf“ (Suppe, Fleisch und Brot); von diesen Wörtern ist „Spah“ auch in der deutschen Soldatensprache heimisch. Für den Schnaps besitzen die schweizerischen Soldaten drei Ausdrücke: „Siz“, „Zoli“ und „Hollwaggenstrup“. „Siz“ ist wahrscheinlich schallnachahmend nach dem hellen Ton beim Entfalten der Flasche. „Zoli“ ist als rotweisch belegt in der Bedeutung von Wein; Schnaps hieß ursprünglich „gefunkelter Zoli“, d. h. gebrannter Wein. Bei „Hollwaggenstrup“ konnte man zunächst annehmen, es handle sich um den Sirup der Leute, die mit Hollwaggen arbeiten. Der schweizerische Erklärer ist jedoch der Überzeugung, daß im ersten Bestandteil des Wortes das alte Wort „Hollwaggen“ steckt; es bedeutete einen Kessel, der an einer über eine Rolle laufenden Kette befestigt war, dann aber den Hüllkessel und die Hölle oder das Fegefeuer selbst. Der Schnaps wäre also Hüllkesselstrup. . . .

Juan Fernandez, die Insel Robinson Crusoes.

Ueber die Insel Juan Fernandez, wo unser kleiner Kreuzer „Dresden“ ein trühliches Ende gefunden hat, wird der Korrespondenz „Deer und Post“ geschrieben: Juan Fernandez ist der Sammelname für eine kleine Inselgruppe, die aus zwei größeren Hauptinseln und aus mehreren kleineren Nebeninseln besteht. Die Inselgruppe liegt im Westen der Küste von Chile im Stillen Ozean in der Breite von Valparaiso. Sie gehört zur Republik Chile im politischen Sinne und bildet ein besonderes Departement, das zur Provinz Valparaiso gehört und von hier aus verwaltet wird. Von Valparaiso ist die eine der beiden Hauptinseln 675 Kilometer entfernt. Die größte Insel der Gruppe ist Juan Fernandez oder Mas a Tierra. Sie ist 99 Quadratkilometer groß und hat in der Nordküste einen guten Hafen. Hauptsächlich wird sie von Fischern bewohnt, die im Golde einer Fischereigesellschaft stehen. Die Gesellschaft hat die Insel von Chile gepachtet, um sie für Zwecke der Fischerei verwerten zu können. Sie ist aber auch eine lebhaft besuchte Wasserstation für Schiffe. Die zweite Hauptinsel, die etwas kleiner ist als die erste, hat den Namen Mas a Fuera. Diese beiden größeren Inseln sind sehr gebirgig und haben Erhebungen bis zu 1200 Meter Höhe aufzuweisen. Der höchste Berg ist der Junque. Neben diesen beiden großen Hauptinseln kommt von den anderen kleineren Inseln nur noch Santa Clara oder Goat-Inland in Betracht, die im Westen der größeren Hauptinsel liegt. Die Inselgruppe zeichnet sich durch ein sehr mildes und gesundes Klima aus. So unbekannt Juan Fernandez bis zu den heutigen Tagen, wo hier die „Dresden“ unterging, im allgemeinen war, so kann man doch sagen, daß wohl keine Insel der Welt so berühmt und allgemein bekannt ist wie gerade diese, wenn auch ihr Name verborgen geblieben ist. Juan Fernandez ist nämlich die berühmte Insel, auf der Robinson Crusoe sein verträumtes Leben und seine berühmten Abenteuer gehabt hat. Das Urbild zu Robinson Crusoe war nämlich ein schottischer Matrose namens Alexander Selkirk, der sich im Jahre 1704 von dem Kapitän seines Schiffes auf Juan Fernandez ausgesetzt ließ, um hier auf dieser einsamen Insel mitten im Weltmeere ein neues Leben zu führen. Er hatte sich zu diesem Zwecke mit Kleidung, Waffen und Munition ausgerüstet lassen. Er lebte hier vier Jahre und wurde im Jahre 1709 von einem Schiffe mitgenommen. Im Jahre 1719 veröffentlichte nun auf Grund der Schilderung der seltsamen Erlebnisse, die Selkirk in Juan Fernandez gehabt hatte, Defoe seinen weltberühmten Roman mit dem Haupthelden Robinson Crusoe, dessen Schicksale und Abenteuer mit denen Selkirks ziemlich genau übereinstimmen. Das Buch wurde später in alle Sprachen der Welt übersetzt und gehört zu den verbreitetsten Büchern der Weltliteratur.

Was eine Uhr leistet!

Nur wenige Menschen vermögen sich eine klare Vorstellung davon zu machen, was eine Uhr, besonders eine Taschenuhr, eigentlich leistet. Einen kleinen Begriff hiervon gibt aber folgende Rechnung, die im „Prometheus“ aufgestellt wird: In einer Anstalt gewöhnlicher Größe für Herren hat die Unruhe einen Durchmesser von 18 Millimeter. Diese Unruhe macht in jeder Sekunde fünf Schwingungen (hin und her), wobei sie jedesmal anderthalb Umlänge vollendet. Denkt man sich nun die Unruhe, anstatt hin und her schwingend, als ein immer in derselben Richtung weiterrollendes Rad, so legt dieses Rad, dessen Umfang 3,14 . 18 = 56,5 Millimeter ist, bei jeder Schwingung 84,75 Millimeter und in jeder Sekunde 5 . 84,75 = 423,75 Millimeter oder rund 42 Zentimeter zurück, in der Minute das 60fache, d. h. 1512 Meter, also rund 1 1/2 Kilometer. Ist dies eine Uhr, die, wie es häufig vorkommt, ununterbrochen 3 1/2 Jahre gegangen ist, so hat die Unruhe in der Zeit einen Weg von 30 420 Kilometer zurückgelegt, das ist nahezu gleich dem Umfange der Erde. Und dabei hat dieses Mädchen Kähen oder Zapfen von etwa 12 Hundertstel Millimeter Durchmesser. Rechnet man, daß eine Personenzuglokomotive täglich 10 Stunden in Tätigkeit ist und in der Stunde 45 Kilometer zurücklegt, so muß die Lokomotive 89 Tage lang im Dienst sein, ehe ein Punkt am Umfange ihrer kolossalen Räder denselben Weg zurückgelegt hat, wie die Unruhe jener Uhr in drei Jahren. Da aber der Durchmesser des großen Lokomotivrades ungefähr das Hundertfache von demjenigen der Unruhe beträgt, so müßte die Lokomotive 8000 Tage, d. h. über 24 Jahre lang, ununterbrochen zehn Stunden täglich in Tätigkeit sein, ehe die Räder ihres Triebrades die gleiche Anzahl Umdrehungen gemacht hätte, wie die kleinen Käpfchen der Unruhe in nur drei Jahren. Reichtlich ist auch das Verhältnis bei größeren Uhren.
Schinzinger.

Notizen.

— Kunstchronik. Im alten Ausstellungsraum des Kupferstichkabinetts wird Donnerstag, den 25. März 1915, eine Ausstellung der „Zeichnungen Rembrandts“ eröffnet.
— Vorträge. Am Sonntag, den 28. März, wird Friedrich Kähler zum ersten Male den Bach „Zyklus“ von Ernst Lisauer lesen. Im musikalischen Teil werden N. Tobias (Orgel), Richard Wulff (Klavier), Albert Stöfel (Geige), Frau Margarete Parbs-Krause (Gesang) mitwirken.
— Prof. Otto A. Witt ist in Wien gestorben. Er hat seit bald 30 Jahren die Professur zur chemischen Technologie in der Charlottenburger Hochschule inne gehabt und sich durch seine Mitarbeit an internationalen Weltausstellungen bekannt gemacht. In weitere Kreise drang sein Name durch die von ihm begründete technisch-naturwissenschaftliche Zeitschrift „Prometheus“, die er auch für den Laien angehend zu redigieren verstand. Seine immer anregenden und gut geschriebenen Artikel hat er unter dem Titel „Kathexen“ gesammelt.
— Die „Wohlfahrt“. Eine sehr merkwürdige Nachricht bringt die „Augsburger Postzeitung“: Einem bekannten Hundezüchter ist es gelungen, schreibt sie, eine Anzahl Politzehnde in härtester Zeit derart abzurichten, daß sie in den Händen der Mehl- und Getreidekontrollebeamten vorzügliche Arbeit zu leisten vermögen werden. Die betreffenden Hunde sind imstande, selbst metertief in den oder sonstwie verdecktes Mehl und Getreide untrügerisch festzustellen, und sind selbst da schon die besten Erfolge erzielt worden, wo die verzeigtesten Riffe zum Verdeck von Mehl und Getreide in Anwendung kamen. — Wie wärst mit dreifachten Mehlwürmern, bereichte Augsburgerin?